



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

R., W.: Briefe aus Neapel. III.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Briefe aus Neapel.

III.

Pompeji, Januar 1869.

Durch unendlich lange Durchschnitte grauschwarzer Schlammgüsse, Aschenregen und schlackiger Laven hindurch (oft 40' mächtig), endlich über ein spärlich bebautes freies Feld, gelangt man an die Schuttböschungen, welche die Lage des nun zum Drittel wieder aufgedeckten Pompeji schon von Ferne kennzeichnen. Sie gleichen den Halden in den Umgebungen der Bergwerke.

Und nun traten wir, einen mäßigen Hügel ersteigend, durch die porta marina in die stille Stadt, durch deren Straßen in diesem Augenblicke wol nur sechs Personen mit uns wandelten. Wie oft hat dies Thor an Festtagen Tausende huntgeschmückter fröhlicher Menschen in die grünende Ebene, an den Meeresstrand hinausgesandt! Heute — es war ein Festtag — empfing uns eine wunderbare feierliche Ruhe unter seinen Wölbungen. Pompeji ist mit Nichts in der Welt zu vergleichen. Auch nicht mit einer ausgebrannten Stadt, wie man so oft thut; denn was stehen geblieben ist, ist Alles reinlich und sauber bis auf das Pflaster hinunter erhalten. Es ist ganz einzig in seiner Art, und der Eindruck, den es macht, stärker als irgend einer, den man sonst wol von den Spuren und Resten antiken Lebens empfängt. Denn die Reste Pompeji's sind unvermischt und unverwandelt erhalten; was wir sehen und berühren, ist antik; das Moderne, das sich an die alte Stadt herangedrängt hat, ist unserem Blicke durch die umgebenden Schutzwälle entzogen; wir sehen nur, was ein Pompejaner aus Titus' Zeiten auch sah, die Stadt, den Himmel, den Vesuv, den St. Angelo und das Meer; wir beschreiten dasselbe Pflaster, das Cicero und Sallust, Pansa und Andere mehr betreten haben. Und das antike Leben vermittelt sich uns hier nicht durch die idealisirende Kraft der Künstler oder die Reflexion der Literaten, der Dichter und Gelehrten: in all' seiner Naivetät, seinen tausend Zufälligkeiten, mitten in seinem alltäglichen Laufe ist es überrascht, begraben, conservirt worden. Es bedarf nicht der wegräumenden, es bedarf nur der ergänzenden und belebenden Phantasie, um hier die Fülle der Anschauung zu haben. Dieses einzige Schauspiel gewährt auch Rom nicht. Vor Allem: die Menschen rücken uns hier so nahe, daß wir mit ihnen lächeln können, daß wir über sie weinen müssen. In einem furchtbaren Momente sind sie aus ihren Wohnungen, aus ihren Straßen, an welche die Erinnerungen der Jugend sie fesselten, auf Nimmerwiederkehr hinausgetrieben worden, und jedes fremde Auge darf nun ihre Heimlichkeiten, die Intimitäten ihres Lebens belauschen. Wir gaben uns zunächst — und es liegt dem Seethore auch am nächsten —

nach dem Forum, wo der Staat und das öffentliche Leben sich in seinen mannigfaltigen Functionen repräsentirt. Wie da die ganze Anordnung so deutlich von der centralisirenden Allgewalt der Staatsidee redet! Hier wohnten die Ideale, hier lagen die letzten und höchsten Zwecke des antiken Menschen, hier erwarteten ihn seine Belohnungen, hier war er gefangen in allen seinen Gefühlen und Gedanken; hier verfügte die Gesamtheit über die Kräfte des Einzelnen, rief der Einzelne die Gesamtheit zum Schutze seines gekränkten Rechtes an. Das Alles lehrt auf der Stelle ein Blick, ein Gang über das Forum. Es ist ein oblonger Platz von 200 Schritt Länge und etwa ein Viertel so breit, ganz von öffentlichen Gebäuden umgeben; drei Thore — zwei auf der einen, eins auf der anderen Schmalseite — führen hinein; Nachts wurden sie geschlossen. Zwischen jenen zwei Thoren, etwa 50 Schritt in das Forum hereintretend, erhebt sich der Tempel des Jupiter, zu dem eine in der Mitte durch eine Plattform unterbrochene Treppe emporführt. Durch die zwölf Säulen des Pronaos blickte der Gott aus seiner Cella über das Forum, über die Stadt auf das weite Meer.

Dieser Tempel unterbricht einen prachtvollen Portikus, welcher die drei anderen Seiten des Forums umgab und in den Resten seiner Säulenschäfte noch umgibt. Er trug eine zweite Säulenhalle über sich. Vor den Säulen nun wieder, auf dem freien Platze, standen die Fuß- und Reiterstandbilder derer, welche der Rath der Decurionen für besondere Verdienste ehren wollte. Noch stehen sechzehn Postamente da; einige von ihnen waren noch gar nicht vollendet, und in diesem Zustande sind sie auf unsere Zeit gekommen. Ueberhaupt war ein Theil dieser öffentlichen Bauten gerade in der Restauration begriffen, als die Stadt zugedeckt wurde; sie waren nach dem Erdbeben, das sie sechzehn Jahre vor der Verschüttung zum Theil zerstört hatte, erst spät wieder dem Baumeister übergeben worden. Die deutlichen Merkmale dieses augenblicklichen Zustandes sind die zahlreichen frischbehauenen Friesstücke, die zwischen die Säulenschäfte hingelegt waren, um demnächst emporgewunden zu werden. Die Restauration sollte aber zugleich, hier wie in dem benachbarten Venustempel, eine Verschönerung sein: was ehemals im ernstesten dorischen Stile gebaut worden, sollte nun in den leichten gefälligen Geschmack, den die tonangebende Roma damals liebte, hinübergebildet werden. Wir finden daher auf die dorischen Säulen, nachdem man sie angemessen erhöht, korinthische Capitäle aufgesetzt.

Den oben erwähnten Tempel, den schönsten der heiteren Stadt, die in der Venus ihre Patronin verehrte, sah der Vater der Götter zu seiner Rechten. Er öffnet sich aber nicht auf das Forum, mit dem er nur durch eine Treppe verbunden war, sondern steht inmitten seines eigenen säulenumgebenen Hofes, von allen Seiten frei zu umgehen; vor ihm einige marmorne

Räucheraltäre, auf denen man bei der Ausgrabung noch Spuren von Rauchopfern fand. An einer Säule findet sich eine weibliche Herme befestigt. Die Längenrichtung dieses Venushofes nun geht mit der des Forums nicht ganz parallel, schneidet sich vielmehr in einem spitzen Winkel; entweder schien also das Forum oder der Tempelhof eine unregelmäßige Form annehmen zu müssen, aber der Baumeister hat das Dilemma sehr glücklich aufgehoben. An der Wand des Tempelhofes nämlich, welche ihn vom Forum trennt, hat er breite Pfeiler, die nach hinten zu immer stärker werden, coullissenartig angebracht, sodaß das Auge des Eintretenden eine Wand zu sehen meint, die mit der gegenüberliegenden parallel läuft; eine erlaubte und, so einfach sie ist, wahrhaft künstlerische Täuschung. Derselbe Zweck ist mit anderen Mitteln an einem anderen Gebäude erreicht, das dem Venustempel gegenüber auf der anderen Seite des Forums liegt. Es ist dies das sogenannte Chalcidikum, offenbar nichts Anderes, als die Börse. Ein großer Hof für den Sommer und ein umgebender breiter, bedeckter Gang für den Winter, hinten ein durch das Bild einer Gottheit geschmücktes Tribunal für den Handelsrichter. In dem durch dies Tribunal verdeckten Theile des umlaufenden Ganges findet sich in einer bescheidenen Nische die Statue (jetzt in einer Nachbildung) der Priesterin Cumachia, welche, wie die Inschrift sagt, den ganzen Bau gestiftet hat. Die dankbaren Tuchwäcker haben ihr die Bildsäule gesetzt. Auf der einen Seite der Nische stößt man auf eine Thür, die ich nicht erwähnen würde, wenn sie nicht auf der anderen Seite, der Symmetrie wegen, ihr gemaltes Gegenbild hätte. Das ist nun, was der unbefangene Betrachter freilich nicht ahnen kann, das Entzücken aller Gelehrten; es lehrt sie nämlich — alles Holzwerk ist ja leider zu Grunde gegangen — daß die Alten ihre Thüren mit Füllungen machten, wie wir. Meister Schreiner weiß freilich auch, daß man eine gut schließende Thür gar nicht anders machen kann. Neben dem Chalcidikum aufwärts steht der Merkurtempel, sehr zerstört; ihm folgt die Halle der Decurionen, die nach dem Forum zu ganz offen ist, vielleicht aber noch geschlossen werden sollte, und das letzte Gebäude dieser Reihe, dem Jupitertempel gegenüber, ist jene räthselhafte Anlage, die man den Augustustempel genannt hat. Wieder ein großer Hof, rechts an der Wand mit eils Abtheilungen für Boutiquen, in denen man zahlreiche Münzen gefunden hat, die Hinterwand durch Quermauern in drei Abtheilungen geschieden, deren mittelfte wie die Cella eines Tempels aussieht. Man fand in den beiden Seitennischen derselben die Bildsäulen des Drusus und der Livia, der Gemahlin des August. Von derjenigen, welche die Hauptnische eingenommen, war nur der rechte Arm mit dem Globus übrig geblieben, ein Stück, das, zusammengehalten mit den die Kapitäl der Eingangssäulen zierenden Adlern, wol auf den Kaiser Augustus gedeutet werden

konnte. Die eine der beiden anderen Abtheilungen enthält eine kleine Tempelnische und einen Altar; nicht weit davon an der Mauer ist eine Vorrichtung, die man für ein musikalisches Orchester hat erkennen wollen. In der anderen sieht man in Form eines offenen Quarrées drei aufgemauerte Tische mit nach vorn abgeschrägten Platten; unten davor läuft eine Rinne zum Auffangen von Flüssigkeiten: offenbar diente sie zum Zerlegen und Anrichten von Fleisch, vermuthlich von Opferfleisch. Mitten im Hofe stehen, zu einem Kreise rangirt, 12 Postamente, wahrscheinlich für die Bildsäulen der 12 Götter bestimmt. In welchem Begriffe vereinigen sich nun die hier aufgeführten Merkmale? Man will in dem Gebäude einen Augustustempel erkennen, aber wozu alsdann die 12 Postamente, welche auf ein Pantheon deuten? Man hat es ein Hospitium genannt, wo die Fremden unter dem Schutze der Götter gastliche Aufnahme finden sollten. Ich will dem nicht ganz widersprechen, doch halte ich für wahrscheinlicher, daß es eine von Augustus gegründete und geschenkte Stätte für Opferschmäuse war, denn für jenen Zweck erscheint die Anlage, verglichen mit der Kleinheit der Stadt (die nicht mehr als 30,000 Einwohner hatte) doch zu kostbar. Daß hier mit dem Cultus der Götter auch der des Magens auf eine angenehme Weise verbunden wurde, bewiesen die vielen Flaschen und die Reste von Früchten, die man gefunden. Die Malereien zumal, mit ihren Vögeln, culinairischen Stillleben und Früchten, beziehen sich stark auf den Theil unseres Wesens, den die christliche Religion mehr und mehr zu unterdrücken gebot.

Von den öffentlichen Gebäuden, welche das Forum umgeben, ist noch der Basilika Erwähnung zu thun, die dem Chalceidikum schräg gegenüber, ganz unten auf dasselbe in die hier verdoppelten Säulen des Portikus mündet. Wiederum einer dieser großen Höfe mit dem grandiosesten jonischen Portikus, mit Reiter- und Fußstandbildern, deren Basen noch erhalten sind. Dem Eingange gegenüber an der Hinterwand war das durch sechs korinthische Säulen geschmückte Tribunal der Duumviren, die hier, auf erhöhtem Platze, vor allem Volk Recht sprachen. Der Raum, der durch die Erhöhung des Richtersitzes gewonnen ist, ist abgeschlossen und gewölbt; er mag als Aufenthalt für die zu Verhörenden oder als Archiv für die Documente gedient haben. Die ganze Basilika, deren Säulen noch bis zu ziemlicher Höhe erhalten sind, macht einen außerordentlich großartigen, feierlichen Eindruck. Die Justiz trat hier in all ihrem Ernst und ihrer Würde dem Volke gegenüber. Doch mag der Eindruck nicht auf Alle der nämliche gewesen sein; an der Mauer hat ein Mißvergnügter seinen Zweifel an der Unparteilichkeit der Justiz durch die Worte verewigt: Quod pretium legi? Was kostet das Gesetz?

Und nun ein Gang durch die stillen Straßen der Stadt. Die breiteren derselben messen etwa 15 Schritt, wovon die Hälfte auf die beiden Trottoirs

kommt, die oft einige Fuß über die Fahrstraße erhöht sind. Zur Communication zwischen den Trottoirs dienen je zwei oder drei große ovale Schrittssteine, die in großen Zwischenräumen in den Fahrweg eingesetzt sind und zwischen denen die Wagengleise hindurchgehen. Diese Vorrichtung war für die starken Regengüsse berechnet, die zu Zeiten in den Straßen herabrauschten. Viel breiter als die Straßen der inneren Stadt sind die der von Augustus angelegten Vorstadt; man unterscheidet hier deutlich die alte und die moderne Zeit. Auch in der Anlage der Häuser selbst. Die Villa des Diomedes, in der Vorstadt, kommt in ihren Verhältnissen denen unserer modernen Villen sehr nahe, und behandelt die überlieferte Norm mit voller Freiheit; die Häuser der inneren Stadt sind fast durchgängig von großer Gleichförmigkeit der Anlage und ihre Verhältnisse weichen von denen der unseren sehr stark ab. Uebrigens erscheinen diese doch nur demjenigen so auffällig klein, der sie mit der Vorstellung und der Voraussetzung nordischer Lebensweise betrachtet; wer nur acht Tage in Neapel das Leben und Wohnen des Volkes beobachtet hat, sieht alsbald, daß diese Wohnungen nicht nur ausreichend und angemessen, sondern auch bequem waren. Vergleicht man freilich nur die Größe der Zimmer mit der unserer einzelnen Zimmer, so bekommt man die Vorstellung der Enge und Bedrängtheit; denn wenigstens die Gemächer im Vorderhause, z. B. das Arbeitszimmer des Herrn, sind in der Regel nur 5 bis höchstens 8 Schritt breit und eben so tief. Aber diese Räume sollten eben bloß ein Unterkommen bieten; gelebt und gearbeitet wurde halb im Freien, im Atrium und Peristyl. Diese beiden Anlagen, welche das antike Haus so wesentlich von dem modernen unterscheiden und seinen Charakter bezeichnen, ließ das südliche Klima erfinden. Wollte man nämlich ein gegen Außen einigermaßen abgeschlossenes Heimwesen haben und doch — was das Klima fordert und in jeder Jahreszeit erlaubt — stets die frische Luft genießen, ohne zugleich dem Regen und dem Winde ausgesetzt zu sein, so mußte man Räume bauen, die halb Saal, halb Hof waren, und wenn sie jeden Augenblick zugänglich und bequem sein sollten, mußte man sie in die Mitte aller übrigen Wohnlichkeiten legen. So entstand ein Haus, das als die Umkehrung des unseren erscheint. Nun wäre ein einziger solcher saalartiger Hof genug gewesen — und in der That begnügten sich sehr viele Häuser mit einem, ja die Armen benutzten, wie noch heute die neapolitanischen Lazzaroni, die Straßen als ihren Familiensaal, — aber der Römer liebte es, sein Familienleben von der Berührung mit der Welt ganz abzuschließen und baute deshalb hinter die erste Abtheilung des Hauses, in der er seine Geschäfte betrieb, seine Klienten empfing u. s. w., noch eine zweite, ziemlich ähnliche, aber schönere für sich und die Seinigen. So haben wir nun vorn das Atrium mit etwa je 4 Piecen rechts und links, wovon die beiden letzten

nach dem Hofe zu ganz offen sind, und hinten das Peristyl mit etwa eben so viel kleineren und einigen größeren Räumen, die alle nur durch die stets offene Thür ihr Licht empfangen. Beide Abtheilungen des Hauses sind durch einen Mittelbau getrennt, welcher das Tablinum enthält, das nach beiden Höfen offene Zimmer für die Bilder und die Urkunden der Familie. War Alles offen, so konnte man von der Straßenthür durch das Atrium, das Tablinum, das Peristyl in das größere Familienzimmer, den *Deus* sehen, der sich im Fond des Peristyls befand. Das Tablinum wurde aber nicht als Durchgang benutzt (es hatte auch oft eine Brüstung nach dem Hinterhause zu), sondern dazu diente ein schmaler Gang neben demselben (die *fauces*), wie denn oft, ein solcher Gang auch nach hinten auf die Straße führte. Weil Horaz erwähnt, daß der Eine und Andere seiner Klienten wol durch diese Hinterthür gelegentlich entrinne, so hat man geschlossen, sie sei für diesen Zweck angelegt; sie ist aber offenbar für die Sklaven gemacht, welche die Küche zu versorgen hatten. Diese befindet sich natürlich im Hinterhause in der Nähe der beiden Ötzimmer, von denen das eine nach Norden, das andere nach Süden liegt.

Das Atrium nun hat z. B. in dem Hause des *Pansa* (welches richtiger das des *Paratus* heißen sollte), einer mittelgroßen, sehr normal gebauten Wohnung, eine Länge von 13, eine Breite von 19 Schritt, ist also schon ein artiger Saal. Seine Wände tragen zierliche Malereien und Statuen, sein Plafond ist *cassettirt*. Dieser Plafond hatte in der Mitte eine Oeffnung von 3 Schritt Breite und 5 Schritt Länge, so daß etwa von 240 Quadratschritt Flächenraum 15 Schritt ungedeckt waren: das war also kein Hof, sondern ein Saal mit Oberlicht und Oberluft. Jener Oeffnung in der Decke entsprach ein kleines Marmorbassin im Fußboden zum Auffangen des Regenwassers, das durch vier Wasserpeier von dem nach Innen etwas abgeschrägten Dache herabsaß. Um dies *Compluvium* herum ist der Boden mit dem zierlichsten Mosaik bedeckt. Hier war also der Raum, wo der Vater und die Söhne sich in der Regel aufhielten, wo der Herr mit den ihn Besuchenden auf- und ab wandelte, wo auch wol die eigentlichen Gelage abgehalten wurden.

Das eben beschriebene Atrium war ein sogenanntes *toskanisches*; es unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß seine Decke nicht durch Säulen gestützt ist. Ich glaube nicht, daß der größere oder geringere Reichtum über die Wahl der einen oder anderen Art entschied, sondern man wird nur für die zweistöckigen Häuser die Säulen in Anwendung gebracht haben, weil hier die Decke des Atriums oben begangen werden mußte. Die eine Art, die *toskanische*, kommt so häufig vor wie die andere, die man die *korinthische* genannt hat. Einige fernere sehr selten vorkommende Varietäten will ich unerwähnt lassen.

Das mit 16 Säulen besetzte Peristyl des Pansa'schen Hauses hat dieselbe Breite wie das Atrium und die doppelte Länge, ist also genau noch einmal so groß. Man wird überhaupt finden, wenn man sich die Mühe nimmt, zu messen, daß die Maße der einzelnen Abtheilungen des Hauses sehr genau auf einander bezogen sind, und das ist nicht der letzte Grund, weshalb sein Inneres durchweg einen so angenehmen, wohlthuenden Eindruck macht. Ich stelle noch einige lehrreiche Maße zusammen. Das Prothyrum, der Gang, der von der Straße in das Atrium führt, hat $3\frac{1}{2}$ Schritt Breite und 7 Schritt Tiefe; das Tablinum ihm gegenüber hat die doppelte Breite bei derselben Tiefe; der Dekus, dem Tablinum gegenüber, hat wieder die doppelte Breite des Tablinums, seine Tiefe aber ist die Breite des säulenumschlossenen freien Raumes innerhalb des Portikus, nämlich 10 Schritt. Wieder genau die Hälfte davon beträgt sowol die Tiefe als die Breite der Schlafzimmer, welche auf den Portikus münden.

Im Peristyl nun konnte sich der ganze Geschmack und Prachtsinn des Besitzers entfalten. Er konnte eine weit größere Anzahl von Säulen setzen, als im Hause des Pansa geschehen, und schönere. So hat das Haus des Meleager ein Peristyl von 24, das des Labyrinthes von 30, das des Faun von 28 Säulen, neben einem Garten, der mit einem Portikus von 42 Säulen geschmückt ist. Er konnte die Wände mit reichen Gemälden schmücken, wie wir deren im Hause des Adonis (verwundeten Adonis), im Hause des Solkonius (Apollo und Daphnis, Hermaphrodit, Ariadne und Bacchus, Paris' Urtheil, Rückkehr des Odysseus), im Hause des Apollo (Achill auf Skyros in Mosaik, vortreffliche Malereien im Schlafzimmer), in dem des Labyrinthes (Theseus den Minotaur tödtend), in dem des Faun (wo die berühmte Alexanderschlacht gefunden wurde) und in manchen anderen noch an Ort und Stelle erhalten sehen. Er konnte zwischen seine Säulen Statuen, Hermen und Vasen setzen, und der langgestreckte Fischbehälter, der sich oft mitten im Peristyl befindet, bot ihm zur Anlage von Wasserkünsten Gelegenheit. Auch davon ist Einiges erhalten. So findet sich in dem altjüngferlich angelegten Gärtchen des Lucretius eine im geziertesten Geschmack gehaltene Miniaturcascatelle, mit kleinsten Marmorstgürchen umstellt; man sieht im Geiste den geschnittenen Buchsbaum, die bestreuten Wege, die bunten Fliesen dazu und fühlt sich, so klein die Anlage ist, unwillkürlich an Versailles erinnert. Den schönsten Schmuck endlich konnten die farbenreichen prachtvollen Pflanzen hinzuthun.

Es ist noch ein Wort von der Außenseite der Häuser zu sagen. Ich habe schon erwähnt, daß der Thüreingang zur Wohnung des Pansa sieben Schritte tief ist und in der Mitte der Front liegt; es müssen sich also daneben rechts und links einige Gemächer befinden. Diese gehörten nun zwar

zum Hause, hatten aber nur selten eine Verbindung damit und wurden als Läden vermietet, wie man das noch heute in Neapel sehen kann. Sie empfangen ihr Licht nur durch die stets geöffnete Thür von der Straße, und hier mag man sich das Leben und Treiben des Volkes so frei, bewegt und ungenirt denken, wie es uns noch jetzt in dem benachbarten Torre dell' Annunziata, in Resina, Portici und Neapel höchlichst unterhält.

Hat man sich nun von den nothwendigen Elementen des altrömischen Hauses eine Vorstellung gebildet, so wird man im einzelnen Falle ihre mannigfaltige Combination, ihre Modificirung, ihre Erweiterung leicht begreifen. Vom Gelde zu schweigen, so setzte häufig das Terrain dem Normalplan Hindernisse entgegen, und dann mußte man das Peristyl stark verkleinern und den Portikus etwa auf zwei Seiten beschränken, wie im Hause des Adonis geschehen; oder man legte es neben das Atrium, wie das Haus des Meleager davon ein Beispiel bietet; auch baute man, wenn man an den Abhang des Berges gedrängt war, ein Souterrain für die Wirthschaftsräume, legte das Peristyl darüber und machte die Säulen zu Schloten, wie in dem nach Championnet benannten Hause geschehen. Derselbe Umstand aber konnte einem reichen Manne, wie z. B. Diomedes war, Anlaß zu reichen und vielwinkligen Terrassenbauten geben. Auch mochte eine größere in sich einige Familie gern das Haupthaus durch Kauf oder Anbau für eine zweite Generation erweitern; dann bildeten sich gekoppelte Häuser, die zwei Peristyle, wie das der Dioskuren, oder zwei Atrien, wie das des Lucretius, zeigen. In der Regel liegen zwei Häuseranlagen Rücken an Rücken gegeneinander, oder Rücken an Seite; es kommt aber auch vor, daß ein Haus ein ganzes Quarrée, eine sogenannte „Insula“ für sich allein einnimmt. In diesem Falle findet man denn wol außer den obengenannten stets wiederkehrenden Räumlichkeiten noch besondere Wirthschaftsräume und Stallungen, letztere selten, nebenaus gebaut.

Daß bei den Fabrik- und Handwerkerhäusern der praktische Zweck sich in der ganzen Anlage geltend macht, versteht sich von selbst; doch wird, wo es möglich ist, das Peristyl beibehalten. Wir sahen mehrere Bäckereien mit Ofen, die den unseren durchaus gleichen; es sind noch viele Brote darin gefunden worden. Im Hausflur oder Hofe stehen noch die zu der Bäckerei gehörigen Handmühlen, ziemlich einfache unbeholfene Maschinen: über einen kegelförmig behauenen scharfen Stein ist ein hohler Doppelkegel desselben Materials gestülpt; in die obere Oeffnung wird das Korn gethan und durch Drehung zwischen dem Kerne und dem Mantel zermalmet. Es fiel uns dabei auf, daß die Hebel, die den Mantel in Bewegung setzen, des Raumes wegen von der unbequemsten Kürze sein mußten, doch nimmt man noch bei den heutigen Italienern eine ähnliche Unbehilflichkeit wahr. Nun wurde uns aber durch die Aufstellung einer dieser Mühlen wahrscheinlich, daß der Mantel nicht herum sondern hin- und hergedreht worden ist. Außer den Bäckereien kennzeichnen sich noch die Kneipen (Osterien) sehr deutlich durch die aufgemauerten marmorbedeckten Schenktische, die auf der einen Seite ein Flaschengesims, auf der anderen eine Vorrichtung zum Kochen oder Warmhalten haben. Diese Schenken sind — ich muß es den deutschen Philologen gestehen — so zahlreich, als sie nur irgend in einer modernen Stadt gefunden werden. Sorgfältige Untersucher, die gleich nach der Ausgrabung über diese Schenktische geriethen, wollen sogar die Spuren recht böser ätzender Getränke wahrgenommen haben. In einer solchen Osterie sieht man noch mehrere Schenkszenen an die Wand gemalt: einige Becher unter einer Garnitur von Würsten, Eierbeuteln u. s. w., einige Würfler, einen Mann, der von einem anderen

sich einschenken läßt (worüber ein Gast eingekitzelt: *Da mi frigidum pusillum!* Gib mir eine kleine Kühle!), einige Leute, die ein Faß Wein in die bereitstehenden Amphoren abzapfen. Andere Gewerbe verrathen sich durch die ins Museum geschafften Instrumente.

Nachdem wir eine ganze Reihe von Häusern sorgfältig betrachtet, auch zum Theil gemessen, begaben wir uns in die vor dem Herkulanerthore gelegene Gräberstraße, wo Gräber mit Villen in anmuthiger Anlage abwechseln. Wie merkwürdig, daß bei den Christen, die doch für sich und die Ihrigen das bessere Theil erst im Jenseits erwarten, das Begräbniß der Todten etwas so überaus Schmerzliches und niederdrückend Düsteres hat und daß ihre Wohnstätte fernab gelegt und nur selten besucht wird, während die Römer ihre Entschlafenen mit mehr Prunk als Trauer bestatteten und ihre Kiste auch ferner unter sich wohnen ließen!

Gräber von Solchen, die nach unserer Art bestattet wären, sind hier, so viel ich weiß, noch nicht aufgefunden worden; aber gewiß ist, daß man auch die Beerdigung in Anwendung brachte, z. B. bei neugeborenen Kindern. Ich sollte auch denken, daß arme Leute sich dieser Art der Bestattung bedient haben. Wäre außerdem Italien in den alten Zeiten nicht walddreicher gewesen, als es jetzt ist — da denn das Holz zu den Luxusartikeln gehört — so hätte man wol überhaupt das Verbrennen der Leichen nicht einführen können.

Von der Gräberstraße zurück über das Forum nach den Theatern, den drei merkwürdigen und charakteristischsten Versammlungsplätzen: dort das Volk der Gestorbenen, einmüthig versammelt und an die Straße herangedrängt, um durch Denkmal und Inschrift die Ueberlebenden, welche da vorüberwandern müssen, an die Tugend der Vaterlandsliebe zu mahnen, durch welche sie selbst sich den Dank des Staates verdienten; auf dem Forum das Volk der Lebendigen, einmüthig versammelt, um in ernster Arbeit und strenger Zucht des Staates zu walten, der ihr ganzes Leben kräftig umfaßt, die Verdienten zu belohnen, die Schuldigen zu strafen, die Todten zu ehren; im Theater dasselbe Volk wieder in allen seinen Klassen beisammen, um sich selbst im ernstesten oder heiteren Gegenbilde anzuschauen und zu genießen: dies Alles verbunden mit den schönen und leichtverständlichen Handlungen eines freundlichen Cultus und gleichsam in Gegenwart der Götter — gewiß eine mächtige und lebensvolle Idee! Daß sie zu keiner Zeit rein und voll in die Wirklichkeit getreten, daß namentlich die dramatische Kunst hier nie zum Niveau der anderen geistigen Mächte sich emporschwang, ist gewiß genug; doch indem man die Räume Pompeji's durchwandert, darf man sich auch erinnern, daß das Land wie diese Stadt edlere Zeiten hatten, als diejenigen waren, in denen diese Theater, dies Forum, diese Gräber verschüttet wurden.

Pompeji hat zwei nebeneinander liegende Theater, die man mit Sicherheit nur als größeres und kleineres, mit Wahrscheinlichkeit aber als tragisches und komisches unterscheiden kann. Das größere lehnt sich nach griechischer Weise an den Berg an und nur seine oberen Sitzreihen liegen über einem Corridor. Der Marmor der Sitzplätze ist zum größten Theile gestohlen worden; doch ist der Boden der Orchestra erhalten. Diese ist römisch eingerichtet, d. h. durch einige Reihen niedriger Stufen (auf welche die Ehrensessel, Bisellen, der Privilegirten erst aufgestellt wurden) auf den geringsten Raum eingeschränkt. Der Zuschauerraum, der oben durch ein Zelttuch (wie die erhaltenen Mastringe beweisen) gegen die Sonne zu decken war, konnte in 3 Rängen 5000 Menschen fassen. Die moderne Neigung, sich gruppenweise gegeneinander möglichst abzuschließen, verbietet es, eine so

praktische Ausnutzung des Raumes nachzuahmen, die ohne derartige Rücksicht fast selbstverständlich wäre. Mit dem lebhaftesten Interesse eilte ich vom Zuschauerraum auf die Scene, um an die Reste des Gemäuers so manche Frage zu thun, welche mir die gedruckten Pläne von antiken Theatern nicht hatten beantworten können. Doch zu einem vollen Abschluß und zu einer völlig deutlichen Vorstellung kam ich hier nicht. Die Hauptfrage ist nämlich, ob man den Scenenraum, so wie er war, verwandte, oder ob für die Vorstellungen eine hölzerne, oben gedeckte Bühne erst hineingebaut wurde.

Mir will es sehr wahrscheinlich vorkommen, daß die Bühne, wenn sie auch sonst keine Veränderungen weiter erlitt, oben durch einen hölzernen Fehlboden zugedeckt war und wol immer zugedeckt blieb. Einen direkten Anhalt boten die Trümmer von Pompeji nicht, aber wol einen indirekten, wie alle übrigen. Denn es ist schlechterdings nicht zu entdecken, von wo die Maschinen gewirkt haben sollen, deren doch Erwähnung gethan wird. Von den Seiten und von hinten ist es der Mauern wegen nicht möglich; ein Hypoconium, einen Raum unter der Bühne, gab es in dem größeren Theater wenigstens nicht, in dem kleineren, wo er noch vorhanden ist, ist er etwa $4\frac{1}{2}$ hoch und kann hier höchstens zu Treppenversenkungen gedient haben. So bleibt nur übrig, anzunehmen, daß die Blitze, Donner- und Flugmaschinen — was ihre Natur auch zu fordern scheint, — oben aufgestellt waren. Wenn nichtsdestoweniger der Vorhang nicht von Oben herabgelassen, sondern von Unten emporgeschoben wurde, so spricht dieser Umstand nicht gegen unsere Annahme; denn ein so gewaltiges Tuch ließ sich eben nicht geschickt aufrollen, und es ungerollt in ganzer Ausdehnung hinaufzunehmen, wie man in unseren Theatern thut, ging nicht an, da nach der Anlage des Ganzen der Maschinenboden nur geringe Höhe haben konnte. In jedem Falle ist der Behälter für den Vorhang unten vorhanden; er ist, vor der ganzen Länge der Scene, etwa 4—5 Fuß breit und wol ein wenig tiefer. Auf seiner Sohle sind, abwechselnd auf der einen und der anderen Seite in Zwischenräumen von einigen Schritten Löcher in den Boden eingemauert zur Aufnahme der Vorhangsträger, die, wie behauptet worden ist, auseinander und wieder zusammengeschoben werden konnten. Zwischen ihnen hing der Vorhang, wenn er emporgehoben war, von einem zum anderen Träger halbkreisförmige Falten bildend, eine immerhin ziemlich unbehilfliche Einrichtung. Während der Vorstellung war der Behälter jedenfalls durch eine Klappthür in mehreren Abtheilungen zugedeckt, die nach vorn umgelegt werden konnte: so erklärt sich die eigenthümliche Form der vom Orchester aufsteigenden vorderen Mauer, die mehrere winklerechte und nischenförmige Ausbuchtungen hat, offenbar um jener Thür Unterstützung zu gewähren. Eine Spur des Prosceniums fand ich nicht. Es soll dies eine in das Orchester hinausgehende hölzerne Estrade gewesen sein, die den Zweck gehabt hätte, die Scene in der Mitte nach vorn zu erweitern. Sollte man unter Proscenium nicht vielmehr den Raum über dem Vorhangsbehälter sammt der vorderen Mauer verstanden haben, der sich so deutlich von der eigentlichen Scene abhebt und jedenfalls vor ihr liegt? Es sieht der griechischen wie der römischen Architektur gar zu unähnlich, daß sie irgend einen wichtigen Theil einer Anlage ohne steinerne Substruction gelassen haben sollte. Und wozu auch dies Proscenium? Hatte die antike Bühne für ihre Zwecke nicht Raum genug, so lag nichts näher, als sie ein^{mal} für allemal tiefer zu bauen. Aber dies Bedürfniß war in der That nicht vorhanden; nur wurde es auch nicht überschritten. Das rechte Maß, das wir Neueren aus hundert Nebenrücksichten so oft über-

Schreiten, ist Wesen und Seele der antiken Architektur, und wir finden es auch hier weidlich inne gehalten. Das pompejanische Theater hat von der Rückwand der Scene bis an den vorderen Rand des (überdeckten und also benutzbaren) Vorhangbehälters eine Tiefe von 12, von der in einer Nische befindlichen Hauptthür an gerechnet, eine Tiefe von 11 Schritt, ausreichend für alle scenischen Erfordernisse und wahrscheinlich nach den Bedingungen der Akustik genau ermittelt. Man ist nämlich überrascht, wahrzunehmen, daß jedes auf der Bühne auch ganz leicht hin gesprochene Wort selbst auf den obersten Sitzreihen gut vernommen wird; hätte man den Resonanzboden der Scenewand tiefer zurückgelegt, so würde die Akustik wahrscheinlich wesentlich beeinträchtigt worden sein. Zur Verstärkung des Schalles ist jedenfalls die sehr umfangreiche Nische bestimmt, in welcher auf allen antiken Theatern die Hauptthür des Palastes angebracht ist, und ich zweifle nicht, daß eben sie jenen Schallapparat bildet, dessen Vitruv Erwähnung thut und den man vergeblich hinten, auf der Seite und unten gesucht hat. Dem kleineren Theater fehlt diese Nische, aber es bedurfte ihrer auch nicht, weil es eben ganz geschlossen war. Daß die Stimme der Schauspieler durch die Mäße hätte verstärkt werden müssen, ist kaum anzunehmen; das pompejanische Theater wenigstens hat eine bessere Akustik, als irgend ein modernes, das nur halb so viel Zuschauer faßt. Hätte freilich ein Theater der neueren Construction 5000 Plätze, so würde keine Stimme kräftig genug sein, seine Räume zu durchdringen; aber ein antikes Theater für dieselbe Zahl ist noch gar nicht so außerordentlich groß, und vor Allem der auf der Scene erzeugte, durch die Hinterwand zurückgeworfene Schall gleitet hier leicht und ungehindert nach allen Seiten an den Sitzplätzen empor. Der ganze Zuschauerraum bildet ja die Hälfte der für die Schallentwicklung so günstigen Trichterform.

Von den Apparaten des Theaters ist nichts mehr erhalten; es fehlen auch die Fundamentsteine, welche die Zapfen der drehbaren Coulissenprismen aufzunehmen bestimmt waren. Die Rampe dagegen, die man auch bei anderen Theatern hinter der Hauptthür der Scene bemerkt hat, ist auch hier noch vorhanden. Sie diente dazu, dem Helden mit seinem Gefolge einen anständigen Austritt zu verschaffen. Gefunden sind noch im Zuschauerraume einige Tessen, Eintrittsmarken, darunter eine mit dem Namen „Aeschylus“. Ist es auch wahrscheinlich, daß dieser Name auf einen Cuneus (eine der Rangabtheilungen) als auf die Vorstellung des Abends zu deuten ist, so beweist sein Vorkommen doch so viel, daß Aeschylus diesem Theater nicht fremd war. Damit wäre denn gleich die höchste Linie seiner Leistungen bezeichnet. Für das kleinere Theater werden wir uns die Lustspiele des Plautus, Terenz, Virginius und Anderer, die Atellanen mit der stehenden Figur des Maccus, des antiken Hanswurst und allerhand Pantominen und Schnurren zu denken haben.

Daß der Römer der sinkenden Zeiten für den ästhetischen Genuß sich abgestumpft hatte und die pathologischen blutige Schauer-scenen vorzog, ist bekannt genug. Auch von dieser Decadence des öffentlichen Geistes ist ein Denkmal erhalten in der Gladiatorencaferne, die sich unmittelbar neben den Theatern befindet und mit ihnen in Verbindung steht. Sie war für sechzehn Gladiatoren eingerichtet; ihre Zellen liegen um einen großen Portikus herum, der mit dem sehr umfangreichen Hofe zu den Uebungen gedient haben wird. Dem mit Reliefs geschmückten Grabe der Gladiatoren waren wir schon in der Gräberstraße begegnet.

Durch alle diese Ruinen wandelnd fühlt man sich immer und immer wieder von der Betrachtung der öffentlichen und privaten Einrichtungen, wie

sie einst für dauernden Bestand gegründet waren, auf jenen letzten Tag herabgedrängt, an dem das ganze Leben dieser Stadt mit all' seinen Zwecken und Mitteln auf einmal und für immer still gestellt wurde; immer wieder sucht man von allen Seiten in die Seele, in die letzten Schreckensgefühle Derer einzudringen, die jenen Tag als ihren letzten zu erdulden hatten. Der arbeitenden Phantasie kommt aufs Mächtigste der Anblick jener Leichenabgüsse entgegen, für welche der Besuch selbst die Formen von den Körpern genommen hat dem Moment, da er sie tödtete.

Diese zuerst erkannt und benützt zu haben, ist ein Verdienst des gegenwärtigen Direktors der Alterthümer, Herrn Fiorelli. Er ließ einige Lavahöhlungen, auf welche man unmittelbar über dem Straßenpflaster traf, und deren man schon viele arglos zertrümmert haben mochte, mit Gyps ausgießen, und als die Masse getrocknet und herausgeschält war, zeigte sich, daß man menschliche Figuren vor sich habe. Man hat jetzt, glaube ich, deren sieben gesammelt, und hofft auf der Straße nach Stabia, wohin die Hauptflucht ging, noch eine große Menge zu finden. Ihr Anblick ist zunächst durch Mangelhaftigkeit und Unförmlichkeit verwirrend, da die Abdrücke nicht ganz rein herausgekommen sind. Man muß sich nämlich vorstellen, daß die sterbenden Körper durch Asche eingehüllt wurden, daß diese durch darüberfluthende Gewässer conglomerirte, wenn es nicht überhaupt ein Schlammfluß war, der sie zudeckte. Nun geriethen aber die Körper in Verwesung, und indem sie die Form nicht mehr füllten, die sich über ihnen wölbte, bröckelten einzelne Partien derselben nach oder fielen mit der anklebenden Haut herunter. So erscheinen manche Theile des Körpers im Gypsgusse wie mit einer Kruste bedeckt. Dann aber war der Gyps auch nicht überall hingedrungen, und so kam an einigen Stellen statt des Hautabdrucks das Skelett zu Tage, das sich innerhalb der Form recht gut erhalten hat. Hat das Auge dies Zuviel und Zuwenig corrigirt, so wird der Anblick zu einem traurigen und höchst ergreifenden. Wir sahen vier solcher Figuren: die einer jungen Frau, von der die linke Hand (mit einem Ringe) und einzelne Partien der Beine vollkommen gut abgedrückt sind; einer alten Frau und eines ganz jungen Mädchens, die nebeneinander liegen. Das junge Mädchen liegt mit dem Gesichte auf dem linken Arme und hat das Gewand über den Kopf weggezogen, die Alte hat man an den großen Ohren für eine Sclavin, etwa die Wärterin des Mädchens, erkennen wollen. Die vierte Figur ist die eines Mannes, dessen Antlitz sich besonders gut abgedrückt hat: ein grobknochiges Gesicht mit einem Schnurbart. Der Mann liegt auf dem Rücken, und Marc Monnier hat ihn deshalb zu einem Krieger machen wollen, der mit entschlossener Mannhaftigkeit dem Tode ins Auge sah. Aber daß er so schwer kämpfte wie jene junge Frau, geht daraus hervor, daß seine Gewänder — wie es bei ihr der Fall ist — in Folge der krampfhaften Bewegungen der Beine sich auf dem Unterleibe formlos zusammengeballt haben. Er vergaß auch das Haupt zu verhüllen. Es bedarf solcher Geschichten nicht, um unser ganzes Mitgefühl aufs Tiefste aufzuregen.

Vielleicht gelingt es uns einmal, einen interessanten Moment der Ausgrabungen zu erhaschen, die jetzt ununterbrochen und in systematischer Folge vorgenommen werden, nachdem unter den Bourbonen, die auch nicht einmal für die Erhaltung des Ausgegrabenen gehörige Sorge trugen, dafür so wenig geschehen war. —

Sorrent, Januar 69.

Der Reiz des gegenwärtigen Sorrent liegt in der friedlichen Abgeschlossenheit, der reichen Vegetation und in dem Schutz, den seine Lage gegen die Sonnenhitze gewährt. Vielsache Spaziergänge führen an den Höhen der umgebenden Berge entlang, man überfieht von da das wohlgebaute Thal in seiner Blüthe und im Glanz seiner Früchte; wir hatten aber für jetzt nicht die Zeit, einen dieser beherrschenden Punkte zu ersteigen. Dafür besuchten wir eine Fabrik von mustivischen Holzarbeiten, die in Sorrent so besonders hübsch gemacht werden. Des Sonntags wegen wurde nicht gearbeitet, aber in einer Werkstatt, die für achtzig Menschen eingerichtet ist, war von Apparaten und Instrumenten wieder so gut wie Nichts zu sehen. So sieht es hier zu Lande fast in allen Ateliers aus; es ist, als ob die Leute Alles bloß mit den Fingern machten, als ob sie eben zufällig und dilettantisch zum Vergnügen oder nur um einem augenblicklichen Bedürfnisse abzuhelfen, gerade diese Beschäftigung ergriffen hätten, und als ob sie morgen zur Abwechslung auch einmal etwas ganz Anderes treiben könnten. Nichts von der handwerkerlichen Würde und Gründlichkeit, an die wir gewöhnt sind; hier ist Jeder zunächst Mensch und vor Allem genießender Mensch; das Amt oder Geschäft, das er ergriffen hat, füllt ihn bei Weitem nicht aus, und er macht nur (wie seine Sprache dies auch ausdrückt) für den Augenblick diese oder jene Figur, in die er weit entfernt ist, mit allen seinen Gefühlen und Gedanken wirklich einzugehen. Meister Gargiulo konnte uns in seinem Lager (das wieder nicht wie ein Lager, sondern wie ein „gutes Zimmer“ aussah) schöne Sachen zeigen, eingelegte Tische, für die er Medaillen erhalten hat, und Kästchen, Mappen aller Art. Die Bilder, meist dem neapolitanischen Volksleben entnommen, sind in einen schwarzen Grund eingelegt, der von einer gemusterten, mehr oder minder reichen Kante eingerahmt ist. Die Hölzer werden von den hier vorkommenden Bäumen, namentlich der Orange und Olive gewonnen, dann in einzelnen Fourniren durch Anwendung von Dampfbädern mit Farbe imprägnirt und nun nach den Linien der Vorzeichnung geschnitten und stückchenweise zusammengelegt, wie es die Farbe der einzelnen Theile des Bildes verlangt. Bei feineren Arbeiten legt man verschiedene Töne in einer Farbe zusammen, bei gewöhnlichen werden die Schatten mit schwarzen Strichen hineingezeichnet. Das Ganze erhält eine sehr glänzende Politur. Was den besonderen Reiz dieser Bilder ausmacht, die doch immer von etwas massiver Technik sind, das ist der warme lebendige Grundton, den sie von der natürlichen Farbe der angewandten Hölzer haben; er würde sich in keinem anderen Material so wiedergeben lassen.

Nachmittags stiegen wir die steile Treppe, die, wie in Helgoland, vom Oberlande herunter führt, wieder zum Strande hinab, um uns einzuschiffen. Eine böse Tramontane, die sich inzwischen aufgemacht hatte, setzte uns alsbald tüchtig zu; die Schneefälte, die sie mit sich führt, verband sich mit dem Salze des Meeres, unsere Haut zu beizen. Da flogen — eine fröhliche Verhöhnung, daß es in diesen Landen zum Winter nicht kommen dürfe — vier Schwalben an uns vorüber, lebhaft von uns begrüßt. Wir fanden zu unserer Beruhigung die Angabe des römischen Kalenders überboten, den wir vor einiger Zeit im Museum studirt hatten: im Januar führt er die Schwalbe noch in der Einzahl, und erst im Februar in der sommerverkündenden Mehrzahl an.

W. R.

Verantwortliche Redacteurs: **Gustav Freitag** u. **Julius Eckardt**.
Verlag von **F. L. Herbig**. — Druck von **Hüthel & Hegler** in Leipzig.